

Illustrirte Frauen-Zeitung

Best 22. Jährlich 24 Doppel-Nummern in Hefen. Bei Vorausbezah- Berlin, 11. November 1894. Große Ausgabe mit allen Kupfern. Bei Vorausbezah- XXI. Jahrg.
lung ohne Aufschlag vierteljährlich 2¹/₂ M. lung ohne Aufschlag vierteljährlich 4¹/₂ M.



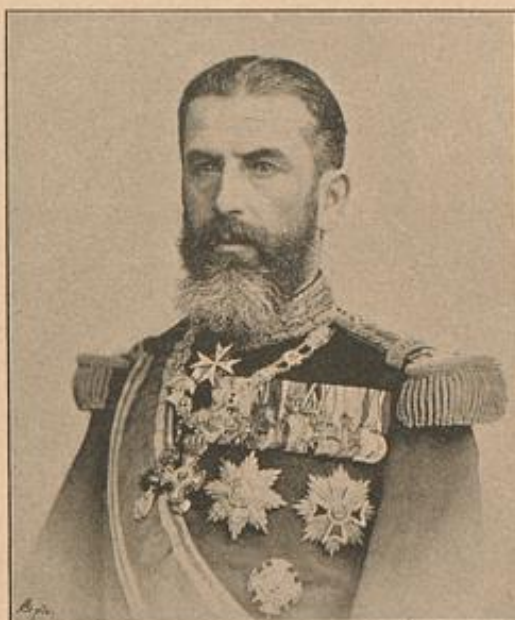
Königin Elisabeth von Rumänien (Carmen Sylva).
Nach einer Photographie von J. Mandy, Bukarest.
Siehe Seite 174.

Nachdruck verboten.

Junker Sonnenschein.

Novelle von M. Kirchner.

Wo der Taunus über Homburg hinweg nach der Main-Niederung blau hinablugt, liegt ein gesegneter Fleck deutscher Erde. Feld und Wiesen, Busch und Au umfassen unzählige wohlliche Dörfer und Städtchen mit üppig grüner Umrahmung. Die hohen, spitzen Giebel der alten Ziegeldächer, die kleinen, bläulich glänzenden Fenster in den Kiegelwänden, die Obergeschosse, weit vorspringend in den krummen, winkligen, ungepflasterten Straßen, sprechen von behaglichem Verharren bei alter Sitte, vom Anhängen an alt hergebrachte, ererbte Gewohnheiten. Die Häuser stehen dicht aneinandergedrängt, meist um Schloß und Kirche herum, gleichsam Schulter an Schulter, wie brave Soldaten im Kampf; aber von Kampf und Streit ist da draußen in dem friedlichen Gau nicht viel zu hören. Die mächtigen Linden und Wallnußbäume der Gärten rauschen ruhig und freundlich ihr ewiges Lied, und die Ridder schlängelt sich scheinbar planlos in labyrinthischen Windungen durch das Gefild, als würde es ihr schwer, davon zu scheiden. Dort, wo im Osten ein niedriger Höhenzug die Wetterau umsäumt, erhebt sich auf seinem Rücken, dicht über einem Städtchen, das noch altväterischer und gemüthlicher aussieht als die übrigen, ein schwerfälliger Herrensitz. Im Gebieth gebaut um einen mit Laubengängen eingefassten



König Carl I. von Rumänien.
Nach einer Photographie von J. Mandy, Bukarest.
Siehe Seite 174.

Hof, in dem zwei vielhundertjährige Linden einen heidnischen Opferstein beschatten, sieht das massive, von kleinen Erkern flankirte Gebäude streng und grau in die fröhliche Landschaft hinaus, als hätte es wenig gemein mit der lebenslustigen Umgebung. Die Fenster blißen freilich spiegelblank in die Ferne, aber nie sieht man ein fröhliches Menschenge- sicht daraus hervordrücken. Die riesigen Baumkronen des Parks, der sich bis an den Fluß zieht, und dessen Wege und Wiesenflächen mit weinlicher Ordnungsliebe gepflegt werden, beschatten meist die voll- ständigste Einsamkeit. Nur in dem

Blumengarten, hart am Schlosse, sieht man um die Mittagszeit an warmen Frühlingstagen eine alte Dame in schwarzem Kleide, schwer auf den Arm eines über- schlanken, früh ergrauten Mannes gestützt, langsam, fast tastend auf und niedergehen. Ein zottiger, schwarzer Pudel tragt auf seinen, ausgeschorenen Pfötchen langsam hinter dem Paar; er zwinkert in die Sonne und läßt die Ohren trüb und gelangweilt hängen. In seinem Pelze zeigen viele weiße Haare den langen Lauf all der vorübergegangenen guten und schlechten Zeiten, und jetzt findet er Schloß und Welt längst trüb und lang- weilig. Er gähnt und zeigt seine feingeschwungene rosige Zunge und sein mangelhaftes Gebiß, — knurrt, reibt seinen krausen Kopf an dem Beine seines Herrn und bettelt um eine Liebko- sung.

„Schon gut, Alter,“ klingt eine weiche, müde Stimme zu dem Hunde hinab. „Bis später! Wir gehen noch miteinander spazieren.“ Und ängstlich wehrt er dem Thiere, das zu seinen Füßen schwerfällige Sprünge macht, damit es nicht der alten Frau lästig werde, deren mühsamen Gang er stützt.

Auf und ab vor der schwärzlichen Schloß-Front, deren Dunkel selbst der hellste Sonnenschein nicht ganz zu verklären vermag, gehen die beiden Gestalten schweigend und in sich versunken, als suchten ihre Gedanken rückwärts nach einem verlorenen Glück.

Es war nicht immer so düster gewesen da oben. Die blasse Frau von Reineck war zwar früh verwitwet mit zwei Söhnen in dem alten Herrensitz zurück-

geblieben; aber damals hielten Säle und Gänge von hellem Lachen wider, und über das schwächliche Gesicht des ältesten Sohnes, des jungen Majorats-Herrn, flog's wie eitel Freude, wenn durch die Räume im Schloß, in denen die Möbel mit den steifen Lehnen und den hartgepolsterten Sätzen seit Menschengedenken immer gewissenhaft auf demselben Platze standen, ein kleines Büschchen hindurch wirbelte, die blonden Locken im Nacken, mit blauen Augen hell und fest in die Welt ausschauend, die Hände voll Spielzeug und den Kopf voll muthwilliger Streiche, für deren schlimmste der schelmische Mund schon durch ein Lächeln Verzeihung zu gewinnen wußte.

Dieser lustige Kobold war das Schoskind im Schlosse, der spät geborene jüngste Sohn, der immer nur Junker Sonnenschein hieß. Wenn er's einmal allzu schlimm getrieben, wenn Strafen angedroht wurden und die Execution unvermeidlich schien, dann entschlüpfte der Junker allemal seinen Peinigern und suchte den älteren Bruder, flog ihm um den Hals, beichtete flüsternd zwischen Lachen und Schluchzen alle seine Uebelthaten und betheuerte feierlich, er wolle es auch nie wieder thun, wenn ihm nur diesmal noch verziehen würde! — Und so stehend bat die bebende Stimme, — die blauen Augen glänzten dazwischen so muthwillig und verwegen auf, daß das Herz des Bruders niemals Stand hielt und er die Verantwortung für begangene Nachlässigkeiten und Verschuldungen des Jüngeren allemal auf sich nahm. Böse- artig waren diese Thorheiten und Sünden niemals, wohl aber über alle Maßen leichtsinnig, ja mitunter für das Büschchen selbst nichts weniger als ungefährlich. Alle Schloßbewohner waren es schon zufrieden, wenn der Junker von einer seiner waghalsigen Unternehmungen mit heiler Haut zurückkam. Hindern ließ sich der kleine Richard niemals, und der sonst so gerechte und wohl- wollende Baron Hans konnte ganz außer sich gerathen und in die maßlosesten Vorwürfe gegen ganz Unbe- theiligte ausbrechen, wenn sein Liebling irgendwie zu Schaden kam.

Selbst zu kränklich, um dem Vaterland als Offizier dienen zu können, wie die Reinecks vom Vater auf den Sohn seit Generationen zu thun pflegten, lebte der junge Schloßherr ein stilles, beschauliches Leben, galt für menschenscheu und war nur schüchtern, steckte meist in seinen Büchern und trieb als einzige kostspielige Passion die raffinierteste Blumen-Cultur und den tollsten Götzendienst mit Junker Sonnenschein.

Die stille, zartfühlende Mutter schüttelte manchmal den Kopf, sowohl zu den übertriebenen Anforderungen, die der Kleine machte, als auch zu der grenzenlosen Nachsicht und Nachgiebigkeit, mit der der Aeltere alles aufnahm, was Richard verübte. Für sie selbst war der fröhliche Junge so ziemlich alles, was Licht und Glanz in ihr ernstes Leben brachte, und doch war sie es, die oft zur Strenge mahnte. Jedoch vergebens.

Auf der Schule blieb Richard in Folge vortrefflicher Fähigkeiten, bei höchst mittelmäßiger Verwendung dieser, gewöhnlich noch obenan in seiner Classe. Sein sonniges Wesen machte ihn auch da zum allgemeinen Liebling bei Professoren und Mitschülern, und es wurde ihm viel nachgesehen, was jedem andern harte Strafen ein- gebracht hätte. Für ihn war das Verlassen des Eltern- hauses, die ganze Schulzeit eine lustige Abwechslung, deren Genuß erhöht wurde durch die leicht zu erfüllenden Pflichten.

Für Mutter und Bruder zerfiel das Leben von nun ab in ganz getrennte Abschnitte: in die Zeiten, wo Junker Sonnenschein abwesend war und alles todt und öde schien, — und jene, wo er das alte Haus durch seine Gegenwart lebendig machte.

War er fort, so bildete ein Brief in seiner weit ausfahrenden, kindlich deutlichen Schrift das große Tagesereigniß in Reined. Baron Hans vertiefte sich in die wichtigsten Geschehnisse dieses Kinderlebens mit weit lebendigerem Interesse als in die politischen Zeitfragen. Daß die Mutter dieses Interesse theilte, war selbstverständlich. Häufig endeten die Episteln mit einer summarischen Weisheit über zerschlagene Fensterscheiben oder verdorbene Bücher, oder anderweitig verübtes Unheil, was, je nachdem, entweder einfach durch Bezahlung gut zu machen war, oder dessen Folgen durch ein energisches, dringend eingelegtes „gutes Wort“ des älteren Bruders für den jüngeren abgewendet werden sollten. Diese Nachschriften wurden von Baron Hans beim Vorlesen meist mit Schweigen übergangen und nur das Nöthige pünktlich und in der Stille befragt.

Wenn nun der erste Tag der Ferien anbrach, wenn in Gewächshäusern und Gartenbeeten die seltensten Lieblinge von Baron Hans erbarmungslos abgeknippt wurden und das ganze alte Herrenhaus, in jedem Winkel aufs bunteste decorirt, sich Junker Sonnenschein entgegenfreute, wenn der „nachträgliche Geburtstagsstich“, denn mit diesem Namen entschuldigte Baron Hans seine Art, den Bruder mit allerlei hübschen Ueberraschungen zu empfangen, aufs sorgfältigste herausgeputzt und geordnet war, dann ging der junge Hausherr ruhelos umher, überzeugte sich selbst zum hundertsten Male, daß die Stuben seines Lieblings genau so hergerichtet seien, wie es Richard gern mochte, erkundigte sich sogar nach dem Speisezetteln, damit das ausgehungerte Schulkind nur ja mit seinen Leibgerichten empfangen würde, und zum Schluß ging er schon eine halbe Stunde zu früh im Hof auf und ab und wartete ungeduldig auf den Wagen, um zur Bahn zu kutschieren. Anfangs fuhr er sehr langsam, damit die Pferde frisch blieben. War aber endlich die Bahnstation in Sicht, dann überkam ihn die Angst, er könne sich verspätet haben, seine Uhr könne unzuverlässig geworden sein, oder irgend eine andere unftichthaltige Sorge. — Ein kräftiger Peitschenhieb weckte die Pferde aus ihrem trägen Hindämmern, die, gar nicht an solche Behandlung gewöhnt, meist in Galopp einsprengten, um dann im rasenden Trab dem Stations-Gebäude zuzufahren.

Natürlich galt's allemal noch geduldiges Warten. Von weitem schon sah Baron Hans nur das eine offene Coupé-Fenster, aus dem sich ein jugendlicher, blonder Kopf unverantwortlich weit vorstreckte; und dann, noch ehe der Zug ganz stille stand, war Junker Sonnenschein mit einem Satz heraus, slog auf den Bruder zu und jubelte ihm entgegen. Der schwarze Pudel, der die Unruhe seines Herrn getheilt hatte, wollte nun auch von der Freude seinen Theil und sprang in wilden Sätzen an dem neuen Ankömmling in die Höhe; er wurde geliebt und gestreichelt, gleich den Pferden, ehe die Brüder in den Wagen stiegen und es heimwärts ging. Jetzt führte aber Baron Richard die Zügel und jagte immer schneller die zweifelhaften Feldwege entlang. Wenn ein Rad hart von einem Stein absprang, oder in ein tiefes Geleis hineinrutschte, wenn die Braunen stolpern wollten und nur Hans durch einen kräftigen Ruck am Zügel die Thiere vor dem Stürzen bewahrte und den Wagen auf die richtige Spur brachte, dann lachte Rick hell auf und rief bloß: „Wahrhaftig, Hans, für einen alten Philister verstehst Du das Fahren zu gut; 's ist ja eine Schande für mich! Aber wenn ich aus dieser Zwangsjacke von Schule herauskomme, mußt Du mich ein wenig tolln lassen.“ Und widerstandslos gab Hans die gesunden Hüfte seiner guten Braunen den Einfällen des Bruders preis. Mit bedenklich scharfer Wendung ging's in die Einfahrt des Schlosses, die dröhnend widerhallte; an der Hausthür wurden die Pferde so kurz angehalten, daß sie sich aufbäumten. Junker Sonnenschein sprang vom Bock herab und warf sich der wartenden Mutter in die Arme; er erdrückte sie fast mit Bärtlichkeiten, der Schmeichelworte kein Ende findend. — Solcher Weise begann nun die fröhliche Zeit für Reined.

Gesellschaft von außerhalb sah man selten im Schlosse, aber Junker Sonnenschein machte es mit seinem raschen Frohsinn lebendig und wurde, wenn es irgend möglich war, mit jedem Jahre mehr verwöhnt.

Schon der „Aufbau“, mit dem Richard empfangen wurde, legte Zeugniß davon ab, wie Baron Hans mit unglaublichem Raffinement allen Wünschen seines Lieblings zuvorzukommen wußte. Selbst durchaus kein Sports-Liebhaber, brachte er für seinen Bruder Reitzzeug und Jagdgeräth, Angeln und Köder-Kunstwerke zusammen, die, aus aller Herren Ländern verschrieben, schon ein

kleines Archiv an Correspondenzen zu ihrer Erlangung brauchten.

Das unergründliche Wunder für Richard blieb nur, wie sein Alter von all den Dingen wußte, die für diesen doch nur zum Schenken von Interesse waren.

Einmal hatte man auf dem blumenverzierten Geburtstagsstich außer ein paar Kleinigkeiten nichts aufgestellt, nur einen dicken Bindfaden mitten darauf befestigt.

„Dem sollst Du nachgehen,“ hieß es; und Rick, dem die Neugier Flügel lieh, lief an dem Ariadne-Faden so schnell dahin, daß ihm Hans, der der Mutter den Arm bot, kaum von fern folgen konnte, — die Treppe hinab auf den Hof hinaus, quer unter den Schloßlinden fort, auf den Stall zu. Schwer klinkte der Junker an der plumpen Thür; dann war's aber nur ein Freudenschrei!

„Der Rascal! Und den soll ich haben?“ Ein Sturm von Schmeichel-, Dank-, Liebes- und Jubelworten. Das Pferd ward gestreichelt, dem Bruder wurden die Hände geschüttelt, und der Seligkeit gab es kein Ende.

Rascal war ein kleines englisches Rasse-Pferd, das, im Besitz eines benachbarten Gutsbesizers, längst Ricks ganze Sehnsucht erweckt hatte.

Endlich hatte sich der Besitzer entschlossen, es zu verkaufen, und Hans war hocherfreut, für diesmal gewiß das Richtige getroffen zu haben. Junker Sonnenschein brachte nun freilich einen großen Theil seiner Ferien entweder in dem Box seines Pferdes oder auf dessen Rücken im Freien zu. Mehr oder weniger war das aber immer so gewesen, und je sicherer die Beine des Thieres, das Rick eben ritt, desto eher konnte man den unvermeidlichen Wagstücken des Junkers einen halben Gleichmuth entgegenbringen. —

So verstrichen die eigentlichen Schuljahre, und Junker Sonnenschein ging auf die Universität.

Um jene Zeit war es, daß in Tachstetten, einem benachbarten Gute, das lange verödet dagestanden, die Besitzer ihren Einzug hielten, um sich dauernd in dem schönen Ephen-überrankten Schlosse niederzulassen. Schloß, Garten und Park waren aufs sorgfältigste in Stand gesetzt, und alles deutete darauf hin, daß Herr und Frau von Tachstetten ein fröhliches, geselliges Leben zu führen beabsichtigten. Beide waren sehr anziehende Persönlichkeiten; seit einer Reihe von Jahren verheirathet, ohne Kinder, hatten sie erst große Reisen gemacht und gedachten jetzt, im Gegensatz zu ihrer Wanderzeit, in beschaulicher Ruhe, inmitten eines ausserordentlichen Freundeskreises, ihrem harmonisch ausgestalteten Leben neue Reize abzugewinnen.

Sie machten die üblichen Besuche in der Umgegend und kühlten sich sofort zu Reined's sympathisch hingezogen. Die kränkelnde Baronin in den Wirbel der Tachstettener Vergnügungen hineinzuziehen, erwies sich zwar bald als undurchführbar; dagegen war Baron Hans drüben ein gern gesehener, häufiger Gast. Was den schüchternen Mann dazu bewog, zu den unmöglichsten Stunden nach Tachstetten hinüber zu fahren oder zu reiten, — nach Tachstetten, wo immer irgend eine lustige Partie im Zuge war, wo Gäste aus und ein schwirrten wie die Tauben im Schlag, und wo die allgemeine Lebendigkeit für den Einsamen etwas Bedrückendes haben mochte, — das blieb der Mutter eine Zeit lang räthselhaft. Als aber eines schönen Nachmittags die Tachstettener in mehreren Equipagen in Reined vorfahren und eine lachende, plaudernde, liebenswürdig weltliche Gesellschaft der Schloßfrau nach der Reihe vorgestellt wurde, da bemerkte diese unter den Fremden eine biegsame Mädchengestalt in Trauerkleidern. Der seine Kopf der jungen Dame saß auf schlankem Halbe und war von braunem Haar gekrönt, das sich überall, wo es die festen Flechten nicht bannen konnten, in kleinen, goldig glänzenden Lockchen aufbauschte. Aus blassem Gesichte sahen große, schwarze Augen hervor, mit etwas Flehendem im Blick. Es waren treue, gute, verlässliche Augen; sie ließen sofort an ein treues Herz glauben. Die ganze Erscheinung hatte etwas rührend Einfaches und vollendet Anmuthiges.

Baron Hans folgte jeder ihrer Bewegungen mit unwillkürlicher Aufmerksamkeit. In seinen Zügen malte sich eine nervöse Aufregung, der die langen, mageren Hände durch hastiges Zueinandererschließen und Sichwieder-austhun deutlichen Ausdruck gaben. Als Hausherr verpflichtet, den älteren Damen vor allem die Honneurs zu machen, konnte er sich dem jungen Mädchen nicht nähern, aber da er beim Abschied ihr Händchen eine Secunde lang festhielt, brach ein so warmer Strahl aus seinen Augen, daß die Baronin, die den Sohn beobachtet hatte, sofort errieth, was mit ihm vorging.

Sie hatte sich in unauffälliger Weise über die Fremde zu orientiren gewußt und nur Liebes, ihr in jeder Weise passend Scheinendes gehört; was Wunder, daß sich alle Gedanken und Wünsche der einsamen Frau dem einen Punkte zuwandten!

Wenige Tage nach diesem Einfall in Reined war in Tachstetten die ganze Gesellschaft, meist Damen, beim Nachmittagssthee versammelt. Die Herren hatten sich aus dem Staube gemacht, theils weil der Nachmittagssthee sich mit ihren verschiedenen Beschäftigungen nicht vertrug, theils weil dieses flüchtige Mahl meist mit schwerwiegenden Vorträgen und Vorlesungen gewürzt wurde, durch die sich ein junger, talentvoller Zukunfts-Literat um die Bildung der Damen verdient machte.

Diesen blieb nur die Handarbeit als Zuflucht, und wer mit klugem Kennerblick zu schweigen wußte, brauchte seinen Kopf weiter nicht anzustrengen. Doch irgend ein lustig aussehendes Sonderwinkeln, mit noch so unhöflich geführter Privatunterhaltung, konnte den Tachstettener Docenten völlig außer Fassung bringen. Heute hatte er den zweiten Theil des Faust mit Bezugnahme auf alle Commentatoren in Arbeit gehabt; es war ihm aber nicht möglich gewesen, die Aufmerksamkeit sämtlicher Anwesenden mit diesem erprobten Stoffe zu fesseln. Mißmuthig legte er den Band weg und versuchte nun, was Goethe nicht vermocht, durch die eigene Nase zu erzielen. Seine Ballade, deren Inhalt der nordischen Heldensage entlehnt, Streiflichter auf die modernsten socialen Fragen zu werfen bestimmt war, ließ an gewaltigen Worten wenig, an modernem Pessimismus nichts zu wünschen übrig. Die vollklingenden Perioden bewegten sich in schwerem Rhythmus, und pathetisch hob sich die Stimme des Dichters soeben den glänzenden Donnerworten des Finales entgegen, fernes Wagenrollen übertöndend.

Da hört man Schritte im Nebensaal. Der Bediente reißt die Flügelthüren auf und meldet, „Frau Baronin und Herr Baron von Reined“, und wie aus einem Zauberbaum erlöst, wenden sich den Gästen sämtliche Zuhörerinnen zu. Alles steht auf, eilt bewillkommend den Eintretenden entgegen, und in dem Hin- und Wiederreden des Empfangs stirbt die glänzende Wendung des Heldengedichts wie eine im Sumpf crepirte Granate.

Daß sich, dank diesem Vorspiel, der Musesohn gegen die Baronin kalt-höflich, gegen Baron Hans stolz-ablehnend verhielt, ist ziemlich natürlich. Dagegen schien es sich die ganze übrige Versammlung zur Pflicht gemacht zu haben, durch die anmuthigste Zuorkommenheit die Ankömmlinge zu überzeugen, daß sie kaum erwünschter hätten kommen können. Zwischen all den lustigen, beweglichen, heiter plaudernden Damen fiel wieder die eine ernsthafteste Mädchengestalt auf; in einfachem schwarzen Kleide servirte sie geräuschlos den Thee, wobei Baron Hans sofort auf geschickte Art zu helfen bemüht war.

Fräulein von Tachstetten, nach irgend einer spanischen Verwandten Dolores getauft, im gewöhnlichen Leben Vorchon genannt, war eine verwaisete Cousine der Hausfrau und hatte unter deren gastlichem Dach ein freundliches Heim gefunden.

In dem Herzen von Frau von Reined regte sich etwas wie warmes Mitgefühl, das eine rechte, mütterliche Liebe werden will. Solch armes verwaistes Vögeln in ihren treuen Schutz zu nehmen und gegen alle Fährlichkeiten des Lebens zu hüten, das war ganz nach ihrem Sinne; sie konnte ihm ja noch so manches bieten, und alles erschien ihr lieb, was sie kommen sah. Sie war aber viel zu klug, um auch nur durch die leiseste Anspielung die Dinge in ihrer natürlichen Entwicklung zu stören.

Sie nahm eine Gelegenheit wahr, sich unauffällig Vorchon zu nähern und an ihrer Seite sich niederzulassen. Das Mädchen hatte einen Korb mit bunter Wolle neben sich stehen; sie strickte mit großem Eifer an einem vielfarbigen Kinderrockchen.

Das verbindliche „Was machen Sie denn da Schönes?“ zauberte ein helles Lächeln auf Vorchon's Lippen.

„Nicht wahr, es ist ganz hübsch?“ erwiderte sie, ihre Arbeit wohlgefällig musternd und sie dann der kurzsichtigen Baronin zu näherer Ansicht hinhaltend. „Das werden Weihnachtskleidchen für arme Kinder.“

„Und daran arbeiten Sie jetzt schon?“

„Man kann ja nie genug Vorrath haben, wenn keines leer ausgehen soll. Und es geht mit dieser Zusammenstellung nicht gar so schnell.“

„Das glaub' ich gern. Aber wieviel Mühe Ihnen das macht!“

„Ach, die Mühe ist gerade der Spaß! Und die Kinder freuen sich über die bunten Farben so viel mehr als über das einförmige Grau; da muß man alle Jahre was Neues für sie erfinden, gerade so wie für große Modedamen.“

Baronin Reined bewunderte nun alle Details, ließ sich neue Stiche zeigen und dies und das erklären; sie verstand die Erklärungen nicht ganz gut und sagte endlich, indem sie ihre freundlichen Augen so recht fest auf Vorchon's liebes Gesicht heftete: „Eigentlich wäre es besonders edel, mein liebes Fräulein, wenn Sie Sich

einmal einer alten Frau erbarmen wollten und mir, zur Freude meiner Armen, Ihre hübschen Erfindungen in Ruhe mittheilten. Bringen Sie mir doch Ihre Feenkünste nach Keined hinüber. Oder ist es Ihnen zu viel zugemuthet?"

"O, ich käme ja so gern, mit Freuden, wenn Sie es wirklich wünschen. Aber ich bin gar nicht geschickt; ich fürchte, Sie finden in mir nur einen 'Blender'."

"Lassen Sie das meine Sorge sein, liebes Kind. Sie sind immer noch geschickt genug, meinen alten Fingern schwierige Aufgaben zu stellen. Ich hoffe, Sie sind eine nachsichtige Lehrmeisterin, und ich hätte die größte Lust, gleich anzufangen."

"Wann Sie befehlen, Frau Baronin; ich bin immer bereit."

"Wirklich? Schon morgen?" Und lächelnd antwortete Dolores: "Wenn meine Cousine nichts Besonderes mit mir vor hat."

"Nun dann frühstücken Sie morgen bei mir." Und dabei blieb's.

So hatte sich die Baronin stille Vormittage zu sichern verstanden, in denen sie Dolores kennen, schähen und lieben lernte, und in denen das Herz der Waise sich mit vollster Hingebung an die ältere Freundin angeschlossen und bald in Keined ganz heimisch geworden war.

Baron Hans aber fand sich mit irgend einer Zeitschrift bei den Damen ein; er las mit leichtverschleierter, sehr angenehmer Stimme ein graziofes Geschichtchen, eine geistvolle Beleuchtung zeitgemäher und unzeitgemäher Fragen, immer nur genug, um daran ein gemüthliches Geplauder zu knüpfen, worin zwei weltentrückte Menschen ihre Weltanschauung zwanglos austauschten und sich gegenseitig daran freuten.

Waren dann die Arbeiten bei Seite gelegt, so ging's hinaus in den herrlichen Garten, in dem der Frühling seine Herrschaft geltend zu machen begann, und Baron Hans sprach heiter von allem, was schon geschehen war, um jenen zu verschönern, und was noch geschehen sollte. In den prachtvollen Treibhäusern wußte Vorchon bald so gut Bescheid, wie Keined selbst, und er freute sich an ihrem fröhlichen Verständniß und zeigte ihr mit Stolz seine wundervollen Orchideen, sowie alle anderen Seltenheiten seines Reichs. Zwischendurch erzählte er dann immer lange Geschichten von Junker Sonnenschein, und Vorchon hörte aufmerksam zu. Junker Sonnenschein, von seinem Bruder geschildert, war ein einzig lieber, fröhlicher Mensch voll glänzender Gaben und ausgezeichneter Einfälle und eigentlich ohne Fehler, — die vergaß Hans immer, so sehr sie ihn gerade in dieser Zeit drückten, denn Richard trieb's wahrlich allzu toll auf der Universität.

In die idyllische Ruhe auf Keined drangen allerhand aufgebaußte Gerüchte von sehr viel Streichen, bedenklichen Schulden und gefährlich hohem Spiel. Daß dazwischen auch noch allerhand andere Geschichten herumgetragen wurden, die Junker Sonnenscheins leichtlebigen und heißblütigen Naturell dem Bruder in ganz neuem Licht erscheinen ließen, hätte er sich am liebsten selbst verschwiegen. Ein leichtsinniges Duell, in dem Richard eine nicht unbedeutende Wunde erwischte, war noch von allen seinen größeren Sünden die gelindeste. Und da nach Schluß des Semesters der junge Herr heimkehrte, fand er die allgemeine Stimmung nicht ganz so entgegenkommend, als er in seinem Uebermuth erwartet.

Hans machte ein ernstes, wenn auch nicht gerade strenges Gesicht. Er sagte sich unablässig: "Ich muß dem Kleinen die Leviten lesen, aber — wie fang ich's an?"

Und doch fühlte Richard ganz gut, daß sich etwas in der Atmosphäre von Keined verändert hätte, daß ein sonniger Glanz darüber liege, und daß eine innere Heiterkeit des Bruders Wesen verkläre, trotz des kühlen Empfangs, der ihm zu theil geworden. Ein Etwas, für das ihm die Erklärung fehlte.

"Philisterhafte Engstirnigkeit!" schalt er die strenge Haltung von Hans sich selbst gegenüber. Das betrübte Gesicht der Mutter versuchte er froh zu lächeln; daß für diesmal der Geburtstagstisch fortgeblieben, fiel ihm garnicht auf.

Mit lustigem Geplauder versuchte Nid die ihm unbecueme Stimmung zu verschleichen; er brachte tausenderlei barocke Geschichten vor und ließ seine lebensfrohen Kameraden Revue passiren. Aber seine Zuhörer waren nicht recht aufmerksam und lachten nur so obenhin, ohne recht bei der Sache zu sein, wenn er erzählte, wie er und seine Kollegen eine Bande Kohlenkutschcher bestrafte, die in langer Zeile, einer hinter dem andern, mit schwer geladenen Wagen dreinfahrend, den Herren Studenten beim Vorjahrentlassen öfter allerlei Schwierigkeiten gemacht. Die Studenten hatten die Geschichte satt, und als sie eines schönen Abends die lange Wagenzeile wieder trafen, die von sämtlichen, fest schlafenden Kutschern der bewährten Leitung der anführenden Pferde überlassen war, da

sprang Junker Sonnenschein vom Bock seines Break, erfaßte ganz leise das erste Pferd beim Kopfe und drehte es sachte in weitem Bogen staltwärts; die andern folgten von selbst, und so fuhren die beladenen Wagen ruhig nach der Kohlen-Station zurück.

"Was die Kutscher gesucht haben werden!" meinte Richard lachend. Alles blieb stumm. Da legte er sich in seinem Sessel zurück und sagte mit drolligem Ernst.

"Na, Kinder," — diese Wendung gebrauchte er mit Vorliebe bei jeder freundlichen Anrede, — "sagt mir doch in Himmels Namen, was eigentlich los ist! Ihr sitzt da mit Leichenbitter-Mienen und behandelt mich mit milder Trauer wie eine Art gefallenen Engel. Nur heraus mit der Strafpredigt, und gönnt mir lustige Ferien, wenn's vorüber ist!"

"Es kommt alles zu seiner Zeit," erwiderte Hans. Die Mutter küßte die Söhne auf die Stirn und wünschte ihnen eine gute Nacht; beide geleiteten sie bis zur Thür, worauf sie allein blieben.

"Weiß der Himmel, daß ich keinen Beruf zum Predigen fühle, Kleiner, aber Du treibst's jetzt zu arg!" Und stotternd, langsam, als wäre er selbst schuld beladen, fing der Aeltere an, dem Jüngeren dessen Sündenregister vorzuhalten.

Nid war erst stehen geblieben, dann ging er ungeduldig den großen Speiseaal auf und ab. Zum Schluß, als Hans mit besonders tragischem Ausdruck leise fragte: "Und was ist's denn eigentlich mit der Französin?" Da blieb Junker Sonnenschein mit kurzem Lachen hinter dem Stuhl des andern stehen, packte diesen bei beiden Schultern, schüttelte ihn herzlich und rief: "So mach' Dir doch Deinen guten Kopf nicht so heiß für mich, Alter! Siehst Du, der liebe Gott hat uns schon im Evangelium einen so glänzenden Wechsel auf zukünftige Verzeihung ausgestellt, wie sollten wir nicht erst ein wenig über die Schnur hauen! Du weißt, es wird mehr Freude sein im Paradies über einen reinigen Sünder, als über zehntausend Gerechte. Und bereuen will ich! Das behalte ich mir vor; ich will's aber gern auch gleich thun, und Ihr Heilige könnt dann wahrlich nichts Besseres machen, als Euch herzlich darüber zu freuen! Bist Du wieder gut?" — Und Junker Sonnenschein hodt sich in alter Kinderweise auf einen Stuhl neben dem Bruder, das eine Bein untergeschlagen, den Ellenbogen auf den Tisch, den Kopf in die Hand gestützt, und sieht ihn von der Seite an. Da giebt Hans sich gefangen, wie immer, und Junker Sonnenschein behält recht.

Auf seinem Zimmer fand der junge Herr statt allen weiteren Aufbaues ein Packet quittirter Rechnungen, worüber er sich mächtig freute, da er pünktliches Zahlen für eine Art philistrischer Ordnungsliebe anjah und sich über das Zahlen im allgemeinen ohnehin wenig Gedanken machte.

Am nächsten Morgen saß Nid neben seiner Mutter im Garten-Salon; er verschleuderte die letzten Wolken von ihrer Stirn, indem er den gestrigen Austritt mit Hans berichtete, natürlich ohne die Details der Predigt. Dabei rauchte er eine Cigarette, blies blaue Ringe zur Decke hinauf, hielt den schwarzen Pudeln auf den Knien und versuchte, ihm seinen Aneifer aufzusetzen.

Frau von Keined strickte indeß, in einem niederen Korbfessel zurückgelehnt.

Endlich hob sie die Augen zu ihrem verwöhnten Sohn auf und sagte: "Hast Du denn nie überlegt, wohin all Dein Leichtsin und die Ansprüche, die Du an Hans stellst, führen?"

"Wohin sollen sie führen? Wahrhaftig, Mama, ich bin nicht so schlimm, wie Ihr strengen Sittenrichter mich macht."

"Gott behüte, daß ich Dich schlimm machen soll, mein Kind. Aber selbst was Du für harmlosen Leichtsin hältst, würde Dir sträflich erscheinen, wenn Du Deine Verhältnisse klar übersehst. Hans will immer nichts davon hören, daß Du aufgeklärt wirst. Ich glaube aber, es ist der beste Schutz gegen Dich selber."

"Himmliche Heericharen! Was das für eine feierliche Einleitung ist! Und alles geht auf die merkwürdige Entdeckung hinaus, daß ich kein Crösus bin. Mütterchen, das weiß ich ja längst!"

"Hast Du's schon gespürt?"

"Nein; aber Hans hat mir's gelegentlich gepredigt und seine Familien-Oberhauptswürde herausgeholt. Das steht ihm zu komisch," und Nid lachte hell.

"Dabei ist wenig zu lachen, Nid. Du weißt, wie sehr ich wünsche, daß sich Hans verheirathen möge. Wie glücklich ihn eine nette, liebe Frau machen könnte. Bis jetzt ist er aber so mit Sorgen um Dich beschäftigt gewesen, daß er an den schönsten Gelegenheiten vorübergegangen ist."

"Ich verstehe nicht recht, Mama, was ich mit Hansens Heirath zu thun haben kann?"

"Mehr als Du denkst. Groß ist das Vermögen nicht, was Dir Dein Vater hinterlassen hat; Dein kleines Gut war nicht einmal in brillantem Zustand. Wenn Du Dein Einkommen verbraucht hättest, wärest Du heute ein sehr armer Landjunk. Aber Hans hat jeden Pfennig dazu verwendet, Klein-Linden zu vergrößern und zu verbessern; heute ist's ein sehr schöner Besitz. Wie weit Deine Mittel dazu gereicht haben, werden wir nie erfahren. Darüber hat Hans alle Rechnungen vertheilt. Er hat so, was er für eine Ungerechtigkeit des Schicksals hält, auszugleichen versucht, und das ist schön von ihm. Was Du an Schulden anhäufst, nimmt er aber auch auf seine Schultern; und so, siehst Du ein, wenn Du's auf diese Art weiter treibst, wäre es nicht einmal leicht für Hans, einen eigenen Hausstand zu gründen."

Längst hatte Junker Sonnenschein seinen Pudeln von den Knien gleiten lassen und die Mutter mit einem Blick angefahren, den die innere Bewegung ganz dunkel machte.

"Mama, und das sagst Du mir erst jetzt!" rief er heftig. "Seht Ihr denn alle miteinander nicht, daß seine Großmuth mich einfach gemein macht!" Er sprang zornig auf.

Die Mutter hob begütigend die Hand. "Nur ruhig, mein Kind! Daß Du Dich ändern wirst, glaub' ich fest, aber thu's im stillen und verdirb Hans nicht seine Freude. Du versprichst ihm einfach, vernünftiger zu werden, und hältst Wort. Was ich Dir heute gesagt habe, bleibt unter uns. Das fordere ich."

Und Nid beugt sich über seine Mutter, küßt sie auf die Stirn und stürmt hinaus ins Freie, um erst mit sich fertig zu werden, ehe er dem Bruder begegnet.

(Schluß folgt.)

Rachdruck verboten.

Die Köchin.

Aus dem Tagebuch einer jungen Frau.

Von M. Stona.

3. October 1892.

Schon wieder muß ich eine Köchin suchen, — die nehme, seitdem ich verheirathet bin! Wilhelm sagt, ich kümmerge mich zu wenig um die Wirtschaft. Als ob es meine Schuld wäre, daß wir alle zwei Monate wechseln müssen! Wehe ich nicht täglich in die Küche? Rechne ich nicht selbst die Monatsausgaben zusammen, was kein geringes Opfer ist, wenn ich all die unsaubern Bücher ansehe, die sämmtlich die Fingerpuren meiner dienenden Geister tragen? Natürlich, daran denkt Wilhelm nicht!

Ich fuhr gestern nach S. Drei Dienstvermittlerinnen hatte ich aufgesucht, — vergeblich. "Jetzt is nix zu haben," hieß es. Da erinnerte sich eine mir befreundete Dame, in der Zeitung eine Annonce gelesen zu haben, in welcher eine feine Köchin sich empfahl; allein sie hatte die Zeitung und die Adresse der Köchin vergessen. "Vielleicht weiß die Hausbesorgerin Näheres, mit der ich damals darüber sprach," sagte sie.

Ich stürzte zu der würdigen Frau. Sie wußte alles. Besagte, sich selbst empfehlende Köchin wohne in der Vorstadt, Teichgasse 3, im ersten Stock.

"Es kann nur die Kesi oder die Jul' sein," meinte sie. "Frag'n 's glei, wie sie heißt, gu' Frau, — wenn sie Kesi heißt, so is es nix."

Ich gab dem Kutscher die Wohnung an, und wir fuhren ab. Die Teichgasse befindet sich im entlegensten Theile der Stadt; Nr. 3 ist selbstverständlich an ihrem Ende. Allerdings muß die Köchin hier im ersten Stock wohnen, denn ein zweiter ist gar nicht vorhanden; und kein Hofenstock ist es, an dem sie blüht. Einen Knaben, der mir in den Weg kam, schickte ich in das Haus; er kehrte gleich darauf mit einem hübschen jungen Weibe zurück, das die Aermel aufgestülpt hatte und offenbar vom Waschtrog kam. Das gefiel mir.

"Sind sie die Köchin?" fragte ich.

"O nein, bit' schön, das is meine Schwägerin."

"Sieht sie Ihnen ähnlich?"

"Sehr, — man verwechselt uns."

"Ausgezeichnet! Kann sie gut kochen?"

"Und ob! Sie war schon in den feinsten Häusern."

"Immer besser. Wie heißt sie denn?"

"Jul'."

"Gott sei Dank, die Kesi ist es nicht! Und wo steckt sie jetzt?"

"Ausgangen is sie."

"Ja, wenn ich sie nur sehen könnte!"

"Bit' schön, sie hat sich jetzt malen lassen, und das Bild hab' ich oben. Ich werd's holen." Schon war sie fort und kam nach einigen Augenblicken mit der kunstfertigen Köchin in effigie wieder. Ein Delgemälde, Brustbild in Lebensgröße. Ich stellte Julie vor mich hin in den Wagen, nachdem ihr die Schwägerin liebevoll die Spinnweben abgestreift hatte, die über die Rückseite hingen. An dem Gesichte sah man nicht viel; das hatte der Künstler nur flüchtig behandelt. Hauptsache war das blaue Kleid mit Spitzen. Eine goldene Brosche zeigte die liebevollste Detail-Arbeit. Ich konnte mich zu keinem Entschluß aufraffen.

"Sagen Sie ihr, sie solle sich mir morgen persönlich vorstellen," entschied ich endlich, und das Kunstwerk wanderte wieder aus dem Wagen. —

Heute soll nun Julie kommen. Ich bin wirklich neugierig auf sie. Es muß ein eigenartiges Geschöpf sein.

4. October.

Sie kam, und ich habe sie vom Fleck weg genommen. Ihr Aeußeres ist mir sehr sympathisch. Es liegt etwas von einer



Nach dem von der Dresdener Galerie neu angekauften Glicke Murillo's a. — Siehe Seite 175.
 Photographie-Gedruck von B. und C. Steinmann's Nachfolger, R. Tamme, Dresden.

ernsten, strengen Größe in ihrem Antlitz, das wie eine Musterkarte edler Eigenschaften erscheint.

Ihre Zeugnisse sind ausgezeichnet; sie hat eine Unzahl Zeugnisse.

„Sie wechseln oft, meine Liebe?“ fragte ich gütig, als sie mir sie zeigte.

Sie murmelte etwas von unglücklichen Verhältnissen, Verfolgung des Schicksals und anderm Glend. Mein Mitgefühl erwachte; ich fragte sie nach ihrer Vergangenheit. Ihr Vater war Schneider, erzählte sie; sie wollte Lehrerin werden, aber das Leben, das uneinsichtsvolle Leben verdammt sie zur Köchin. Als sie das sagte, hatte sie etwas von einer entthronten Königin im Blick. In diesem Momente trat Wilhelm aus Neugierde in mein Zimmer und ich verabschiedete Julie natürlich.

„Nun, wie gefällt sie Dir?“ fragte ich ihn.

„Wird ein rechter Drache sein!“ meinte er lakonisch. Ich war empört.

„Eine Unglückliche ist sie, vom Schicksal verfolgt!“ rief ich. „Aber bei mir soll sie eine Heimstätte gefunden haben!“

15. October.

Wir leben paradiesisch. Julie macht jeden Tag eine neue Mehlspeise und berechtigt zu den schönsten Hoffnungen. In ihren Mußestunden liest sie Pharus, am Meere des Lebens.

Sie ist offenbar eine träumerische, gedankenreiche Natur. In den ersten Tagen machte sie durch ihre Zufriedenheit einen wahrhaft beglückenden Eindruck; jetzt scheint es, als ob manchmal eine sanfte Melancholie sie ergriffe. Ich suchte gestern ihre trübe Stimmung durch eine alte Gartenlaube zu bekämpfen, aber es war vergeblich. Auch die Romane der Marlitt verfehlten ihre Wirkung. Heute verlangte sie die „Silesia“. Sie erhielt sie sogleich, ohne Verzug. Ich hätte ihr ganz Schlesien zu Füßen gelegt.

20. October.

Es ist merkwürdig. Julie geräth immer mehr in einen bellagenswerthen Zustand seelischer Disharmonie. Vor einigen Tagen klagte mir das Küchenmädchen: „Die Jul' is so schlecht aufgelegt.“

Ich achtete diese Stimmung; als sie nicht weichen wollte, fragte ich theilnehmend: „Julie, sollten Sie nicht vielleicht einen Diät-Fehler begangen haben?“ Ich führe nämlich böse Stimmungen grundsätzlich auf einen verdorbenen Magen zurück.

„Nein,“ erwiderte sie lakonisch und drehte nebst ihrem Kochlöffel mir den Rücken.

Manchmal — leider muß ich es gestehen — kocht sie, daß es zum Erbarmen ist; so ohne alles liebevolle Interesse an ihrem Berufe.

Ich habe lange darüber nachgedacht, wie ich ihr auf eine taktvolle Weise eine Küge ertheilen könnte, ohne sie zu verletzen. Da ein gewissermaßen verjährter Vorwurf weniger empfindlich trifft, als einer, der dem Vergeben auf dem Fuße folgt, sagte ich ihr heute: „Da fällt mir ein, liebe Julie, — vor acht Tagen war der Spinat etwas ungenießbar.“ Gleich darauf sprach ich von anderen Dingen.

„Wenn etwas schlecht ist, braucht es mir die Gnädige nicht zu sagen, das weiß ich selber,“ sagte sie später zum Küchenmädchen. „Im Garten sitzen, das trifft jeder!“ Diese Dolchspitze wandte sich gegen mich, denn ich thue nur zu häufig, was jeder trifft, und sitze im Garten.

28. October.

Diese unbesonnenen Ehemänner! Wilhelm hat mir eine schöne Verlegenheit bereitet. Es war vorgestern. Julie hatte wieder einmal ihren schlechten Tag. Die Suppe schmeckte wie Wasser, das Huhn war verbrannt, und die Mehlspeise, — von der schweig' ich lieber.

Wilhelm sagte anfangs kein Wort, aber ich sah, daß es auch in ihm zu kochen begann. Plötzlich (bei der Mehlspeise) sprang er auf und erklärte mir, jetzt riße ihm die Geduld. Ehe ich es verhindern konnte, stürmte der Unglückliche in die Küche und rief: „Entweder kochen Sie oder kochen Sie nicht, — aber solches Schaueressen dürfen Sie uns nicht wieder vorsetzen!“ Julie soll ihn fassungslos angestarrt haben.

Ich glaubte, der Schlag rühre mich, als er mir diese Worte wiederholte. Ich that das Vernünftigste, was unter diesen Umständen zu thun war, und sperrte mich für den ganzen Nachmittag in mein Zimmer.

Seither ist es mit Julie nicht mehr auszuhalten. Wie ein Löwe in seinem Zwinger geht sie in ihrer Küche herum, mit Basilisten-Augen alles verschlingend, was ihr in den Weg tritt oder vielmehr aus dem Wege geht. Denn es geht ihr alles aus dem Wege, von der Haustape bis zur Hausfrau. Ich muß mich zu einer entscheidenden That aufraffen. Dieser Zustand ist unhaltbar.

1. November.

Heiliger Himmel, was hab' ich erlebt! Der Schrecken liegt mir noch in allen Gliedern.

Heute früh entschloß ich mich, Julien zu kündigen. Ich zog meinen neuen Schlafrock an, der mir ein imponirendes Aussehen giebt, und ließ die Namensschwester der Capuletti in mein Zimmer rufen.

Sie erschien; blaß, ihre grünen Augen funkelten, ihr Herz klopfte schier bei der Halskrause heraus. Auch ich hatte Herzklopfen.

„Meine liebe Julie,“ begann ich, „Sie sind seit einiger Zeit sehr verstimmt, was mich auf die Vermuthung bringt, daß Sie sich bei uns nicht wohl fühlen —.“

„Wohl fühlen thät' ich mich schon,“ entgegnete sie, „aber —“

„Nun?“

„Wenn ich halt so viel Aerger hab'!“

„Ja, womit denn?“

„Mit allem. Da ist das Küchenmäd'el, das faullenz den ganzen Tag herum. Alles muß ich mir allein machen!“

Die Heuchlerin, sie rührt nicht den kleinen Finger, wenn sie es umgehen kann! „Warum halten Sie denn das Mädchen nicht zur Arbeit an?“ fragte ich.

„Folgt sie mir denn? Ich kann lang reden! Nichts thut sie, denn sie weiß, die Gnädige kümmert sich um nichts. Da kann alles krumm und grad' gehen!“

„Ja, aber was soll ich denn thun?“ rief ich ärgerlich. Im nächsten Momente hätte ich diese unvorsichtige Frage gern zurückgenommen; aber es war zu spät. Schon hatten sich die Schleusen von Julien's Beredsamkeit geöffnet, und ein Strom der Rede ergoß sich über mich, wie ich einen ähnlichen noch nie erlebt. Immer in den Grenzen der Ergebenheit sagte mir diese unverschämte Person Dinge, — Dinge, die mich schaudern machten. Sie enthüllte mir den ganzen Abgrund meiner



Gitarre Carl Maria von Weber's.



Lute Theodor Körner's.



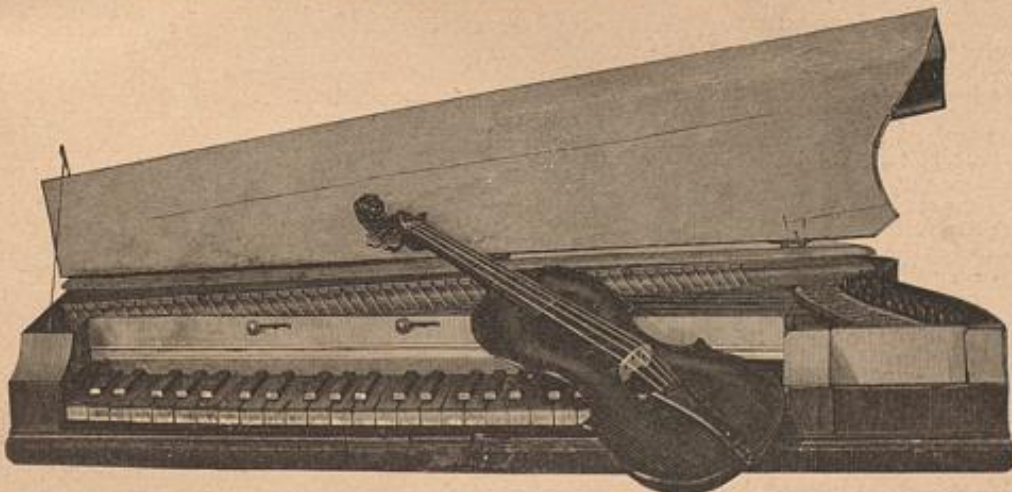
Harfe und Gitarren der Königin Luise von Preußen.



Clavicymbel der Königin Marie Antoinette von Frankreich.



Clavicymbel Bach's.



Mozart's Reifellavier und Kindergeige.

Berühmte Musik-Instrumente. — Siehe Seite 174.

Schönheit. Von den elf Bildern waren neun in quadratischem, zwei in langgestrecktem Format ausgeführt. Die beiden langgestreckten sind die berühmte „Engelsknecht“ im Louvre und der „Tod der heiligen Clara“. Das letztere kam, nachdem die Franzosen 1810 das Kloster San Francisco zerstört und ausgeraubt hatten, nach mancherlei Irrfahrten in den Besitz des Carl von Dübny, von dem es die Dresdener Galerie nun für 70 000 Mark erworben hat. Ueber das Motiv des Bildes giebt uns die in Carl Justi's Murillo-Biographie citirte Legenden-Sammlung „Flos Sanctorum“ Aufschluß. „Als die heilige Clara,“ heißt es hier, „der einst Sanct Franciscus selbst ihre langen Haare abgeschritten hatte, nach zweihundertzjährigem Klosterleben vor ihrem Ende stand, hörte eine Schwester sie mit sich selbst reden, ihrer Seele zu der bevorstehenden Fahrt mit solchem Geleite Glück wünschen. Befragt, erklärte sie, sie sähe die Königin der Engel. Auf ihre Fürbitte wurde dann auch jener das Auge erschlossen, und sie erblickte, was der Maler uns hier ent-schleierte hat.“ — Was aber hat der Künstler aus diesem Motiv für ein herrliches Kunstwerk ersehen lassen! Wie interessant ist nicht links die Gruppe der Mönche und Nonnen, deren vorderste in kaumender Bewunderung die Hände erhoben hat, weil sie der Vision ebenfalls theilhaftig geworden ist, während die anderen betend und weislagend die Bahre umringen. Wie charakteristisch ist nicht jeder einzelne Kopf, wie bedeutend wirkt nicht diese ganz realistisch behandelte und doch so schöne, stimmungsvolle Gruppe inmitten der ersten, hochaufragenden, Säulenge-tragenen Klosterhalle! Und nun erst der rechte Theil des Gemäldes mit seinen wunderbaren Frauengestalten, seiner jubelnden Farbenpracht! In wallenden weißen Gewändern, Kränzen auf den schönen Köpfen, Friedenspalmen in den Händen tragend, schweben auf Wolken die Himmelsjungfrauen heran; in ihrer Mitte, Lichtumflossen, die Königin der Engel und Christus selbst in rothen und blauen Gewändern: wahrlich das Werk eines „unerreichten Darstellers himm-lischer Herrlichkeit“, die Schöpfung echter Begeisterung, die Offenbarung einer wahr-haft gottbegnadeten Künstlerschaft!

R. S.

Nachdruck verboten.

Das gefärbte Glas.

Von J. von Falke.

Die Geschichte des Glases ist fast so alt wie die beglaubigte Geschichte der Menschheit überhaupt. In dieser langen Zeit von mehreren Jahrtausenden zeigt sich dabei eine Mannigfaltigkeit, eine künstlerische Gestaltung, die für ein anscheinend so einfaches Material erstaunlich ist. Immer neue Arten folgen eine der anderen, oder gehen neben einander her. So geeignet wie das Glas ist, sich in heißem und weichem Zustande jeder Form anzuschmiegen und in der Abkühlung rasch zu erstarren, ebenso fähig erweist es sich, jeden Farbenton anzunehmen, sei es auf der Oberfläche, sei es in der ganzen Masse. Und Farbe an Farbe, Ton an Ton läßt sich aneinanderschmelzen und das Zusammengeschmolzene wieder neu als Roh-Material in jede beliebige Form bringen.

Mit solcher Kunst sehen wir das Glas schon am Anfange seiner Geschichte behandelt. Alle die ältesten Beispiele und Fragmente, die uns erhalten sind: die farbigen Glasperlen aus Alt-Aegypten, die bunten, in den Gräbern bei den Barbaren des Nordens gefundenen und wahrscheinlich ebenfalls aus Alt-Aegypten stammenden Millefiori-Kugeln zeigen die Kunst des Glasmachens bereits auf einer hohen Stufe der Ausbildung. Nie wieder erreicht aber ist dasjenige, was in der griechisch-römischen Welt in den ersten Zeiten des Kaiserreiches, oder in den letzten beiden Jahrhunderten der Republik künstlerisch im Glase geleistet wurde, weder an Mannigfaltigkeit, noch sonst an Vollkommenheit. Man spielt da förmlich mit dem buntfarbigem Glase, als ob es Wachs wäre, das sich unter den Fingern verbindet. In eine einfarbige, dunkle Masse sind weiße Flecken durch das Ganze hindurch eingesprengt; verschiedenfarbige Stangen schmelzen zu einer Masse zusammen; bunte Röhren liegen neben einander oder in einander; rothes, weißes, violettes, gelbes Glas rollt sich zusammen wie Papier, und Rolle neben Rolle liegt in anders gefärbtem Glase. Die Stangen und Stänglein, dünn und immer dünner ausgezogen, treten musivisch in bestimmter Zeichnung zusammen, bilden Laub, Blumen, Kränze, Ranken, Frieze, ja selbst Figuren, und lassen sich so in schönster Regelmäßigkeit zu zierlichen Gefäßen, zu Schalen, Beckern, Flaschen und Fläschchen verwenden, bei denen die Zeichnung durch die ganze Masse des Materials hindurch läuft. Jeder Edelstein wird in gefärbtem Glase nachgeahmt, der transparente wie der opake (d. h. undurchsichtige), und wird von der Steinschneidkunst, in der ja die Alten die größten Meister waren, zu Gemmen gebraucht. Duz-, achatarartig werden verschieden gefärbte Schichten auf einander gelegt, mit einander verschmolzen, und aus den oberen Schichten schneidet man Figuren in Relief heraus, die sich hell vom dunkeln Grund abheben. Und nicht bloß Kränze werden auf diese Weise aus Glas gebildet, sondern man verziert ganze Vasen und Flaschen in derselben Art, indem ein dunkles Glas mit weißem opaken überzogen und dieses wieder bis auf die Figuren und die Ornamente hinweggeschliffen wird, so daß die Verzierung sich als zartes Relief, z. B. Weiß auf Blau, wie bei der Portland-Base, von dem dunkeln Grunde scheidet. Solcher Gefäße hat freilich die Zerbrechlichkeit des Materials nur wenige unversehrt auf uns kommen lassen, aber tausende von Fragmenten liefern den Beweis einer äußerst voll-kommenen Kunstfertigkeit bei außerordentlicher Verschiedenheit der Ideen.

Das Mittelalter hat nach den Stürmen der Völkerwanderung, nach dem Untergange des römischen Reiches und dem Sinken aller Kunst nicht viel davon bewahren können. Es

hatte keine eigene Kunst in Glas, keine Glasmalerei, und bildete diese immer schöner, reicher und großartiger aus, bis es die mächtigen, breiten Fenster der spätgotischen Kirchen ganz damit erfüllte. Das Glasgefäß aber vernachlässigte es Jahrhunderte hindurch und scheint es nur in ungefärbtem Glase, höchstens in grünen Tönen, dargefellt zu haben. Erst aus dem fünf-zehnten Jahrhundert, — wenn man vom Orient absieht, — sind uns wieder farbig verzierte Glasgefäße verblieben, und zwar nicht solche in der antiken Art, deren Eigenthümlichkeit darin besteht, daß die Verzierung sich in der ganzen Masse des Glases befindet. Diese Gefäße, meist Tringefäße mit Fuß und Ständer, sind vielmehr auf ihrer Oberfläche mit Farben bemalt, auch mit Ornamenten, wie Medaillons oder figürliche, sich rund um das Gefäß herumziehende Scenen. Der Stil der Zeichnung läßt über die Zeit der Entstehung keinen Zweifel

haben, doch letzteres sehr spärlich, und ahmten Halb-Edelsteine nach, wie den Chalcedon und den Aventurin.

Die Blüthezeit beider Glasarten, des bemalten in Deutsch-land, des schön geformten in Venedig, fällt gleichzeitig in das sechzehnte und noch in die erste Hälfte des siebzehnten Jahr-hunderts, dann verroht die Kunst allgemein, um im achtzehnten Jahrhundert dem erblühenden Krystallglase gänzlich zu erliegen. Als nun die Engländer mit ihrem strahlenden Krystallglase dem böhmischen den Rang abliefen, warf sich die böhmische Fabrication von neuem auf das farbige Glas, konnte aber, da es an Geschmack und wirklichem Kunstverständnis fehlte, nur den ordinären Markt für ein populäres Luxus-Geräth sich zurück-erobern. Das ganze Genre, das nun entstand und bis zu den letzten Jahrzehnten andauerte, ist künstlerisch ohne Wert, da man sich gänzlich auf falschen Bahnen bewegte. Statt die Wirkung in der farbigen Transparenz zu suchen, richtete man ein undurchsichtiges Glas her, um so einen geeigneten Grund für eine kunstvolle Malerei zu schaffen. Man machte es weiß, porzellanartig, und konnte nun die ganze Decorations-Kunst der ersten Hälfte unseres Jahr-hunderts mit ihren bunten Blumen, bunten Vögeln, mit Portraits, schönen Frauenbildnissen und dergleichen sich üppig darauf ergehen lassen. Daß das Glas seine eigenen Eigenschaften und infolge dessen auch seine eigene Kunst besitzt, das war vergessen!

Hier hat nun die Reform unserer Tage be-gonnen, indem sie dem Glase wieder zu seinem Rechte verhalf. Aber es ist bisher geschehen in einer Weise, die von allen Zeiten das Gute auf-nahm, ohne viel Selbständigkeit und Originalität zu zeigen, und auch nicht ohne mannigfache Verfehrtheit und Verleumdung der eigenthüm-lichsten Reize. In Venedig oder Murano geht man zurück auf das alte venetianische und zu-gleich auf das antike Glas; in Oesterreich sucht man das gefärbte Krystallglas mit schöner Form zu vereinen und hat es in der Farbe zu höchst glänzender, nicht aber immer glücklicher Wirkung gebracht. Die Fabrik Ehrenfeld bei Köln erfind in jüngerer Zeit wieder das schöne kunkel'sche Rubinglas; das deutsche bemalte Glas wird aller Orten nachgeahmt und mit Varianten erneuert. So herrscht denn heute auf dem Kunstgebiete des gefärbten Glases ein reges Leben, das trotz aller Nachahmung auch manches Neue schafft und nur der wechselnden, schnell vergehenden Mode allzusehr unterliegt.



Reisellavier Giacomo Meyerbeer's.

Berühmte Musik-Instrumente. — Siehe Seite 174.

Redactions-Post.

Fragen.

Perlen. — In Emilia Galotti heißt es bekanntlich: Perlen bedeuten Thränen. Woher stammt dieses abergläubische Wort? Comtesse G.

Antworten.

(Auf die bezüglichen Fragen weisen die Seitenzahlen hinter den Schlagworten hin.)

Selbständigkeit der Frauen (186). — Wir können Ihre Frage in dem knappen Rahmen der Redactions-Post nur sehr unvollkommen beant-worten. Zunächst möchten wir die Gegenfrage stellen: Verhalten sich denn wirklich die meisten Regierungen und Behörden den Frauen-Ver-forderungen gegenüber so ablehnend? Uns scheint, daß doch bereits viel-fach wohlwollende Anstrengungen gemacht worden sind, um den auf neuen Bahnen wandelnden Frauen entgegenzukommen. Daß nebenbei auch principiell ablehnende Anschauungen in maßgebenden Kreisen vorhanden sind, soll nicht geleugnet werden, aber diese sind wohl keineswegs lediglich auf Schwerfälligkeit, Kurzsichtigkeit, Kleinlichkeit und Eifersucht zurück-zuführen. Der Staat kann bedrängten Gliedern nur so weit zu Hülfe kommen, als nicht eine größere oder für die Allgemeinheit wichtigere Anzahl anderer Glieder dadurch geschädigt wird. Er hat fortwährend nach vermittelndem Auswege zu suchen und wird daher einem leidenschaftlich vorwärts drängen-den Theile selten genug thun. Sein, d. h. unser aller Haupt-Interesse liegt in der Förderung der Familie, nicht in der der Einzel-Existenzen. Durch den Uebergang männlicher Beschäftigungs-zweige in weibliche Hände wird aber zweifellos die Einzel-Existenz gefördert, das Heirathen den Männern noch schwerer gemacht, als es ohnehin schon ist; die Möglich-keit, Familien zu begründen, schreitet zum eigenen Schaden der Frauen rückwärts statt vorwärts. Moralische, sanitäre und politische Betrachtungen verschiedener Art treten hinzu, um den Geseggeber nur sehr vorsichtig an diese Frage mit ihren noch unberechenbaren Ergebnissen heranreten zu lassen. „Welch“ wird die Frauenfrage überhaupt nicht werden; aber zu ihrer Klärung wäre es vielleicht ganz richtig, wenn man dem weiblichen Geschlechte die akademische Carriere erleichterte und gewisse, mit Talent ertriebene Berufsarten ihm zugänglich machte. Wir neigen der Ansicht zu, daß die natürliche Verschiedenheit der Geschlechter, — die, unter dem eigenen Einflusse der Frauen, weit mehr als die Brutalität der Männer die letzte Gesellschaftsordnung hat entstehen lassen, — von selber dafür sorgen wird, daß den gar zu früh fordernden Frauen die Bäume nicht in den Himmel wachsen. Andererseits läßt sich aber auch allerlei gegen ein solches Experiment einwenden. — Schließlich darf man nicht vergessen, daß verhältnismäßig eine nur kleine Anzahl von Frauen direct an diesen Bestrebungen theilhaftig ist und überhaupt theilhaftig sein will, daher auch dieses Moment die Zurückhaltung der Regierungen und Behörden erklärlich werden läßt.

J. v. S., München. — Zweck der neuen Berliner Genossenschaft Pa n ist in erster Reihe die Herausgabe einer illustrierten Monatschrift, welche Werke der bildenden Künste deutschen und fremden Ursprungs in muster-gültigen Reproduktionen und historische Productionen deutscher und aus-ländischer Autoren publiciren soll. Das erste Heft sollte noch in diesem Jahre erscheinen. — Der Vorstand der Genossenschaft und zugleich die Redaction des zukünftigen Journals besteht aus den beiden Schriftstellern Otto Julius Bierbaum und Meier-Graefe.

H. v. R. — Ihr Manuscript ist leider nicht verwendbar für uns. Wohin sollen wir es schicken?